

Dirk Evers

Der Fechner'sche Gottesbegriff¹

Ausgehend von einer Rekonstruktion der Fechner'schen Tagesansicht wird ein Zugang zu Fechners Weltansicht gewonnen, in dem das Ganze seiner Philosophie sichtbar wird. Fechners Glaubensbegriff, seine Erkenntnistheorie, sein Verständnis des Verhältnisses von Körperwelt und Geisteswelt und seine kosmologischen Spekulationen kommen hier zusammen. Vor dem religiösen Hintergrund seiner Zeit stellt sich Fechner dar als ein Apologet religiöser Grundüberzeugungen, die sich eng an der Empirie der Wissenschaften orientieren, und als ein Verfechter eines freien, der Geschichtlichkeit des menschlichen Lebens Rechnung tragenden Christentums. Abschließend wird aus heutiger theologischer Perspektive gefragt, ob und inwiefern Fechners Weltansicht einen heute noch relevanten Beitrag zum Dialog von Naturwissenschaft und Religion darstellt.

1. Biographische Vorbemerkungen

Das 19. Jahrhundert, in dessen Mitte Fechner wirkte, war eine Zeit weltanschaulicher Auseinandersetzungen, die *Religion*, *Kirche* und allgemeine Volksfrömmigkeit in eine in vielem bis heute andauernde Krise stürzten. Das hatte der – oft als Kirchenvater der 19. Jahrhunderts apostrophierte – Theologe Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834) schon 1829 hellichtig gesehen. In dem bekannten Sendschreiben an seinen Freund Lücke heißt es:

Wenn Sie den gegenwärtigen Zustand der Naturwissenschaft betrachten, wie sie sich immer mehr zu einer umfassenden Weltkunde gestaltet, [...] [so] will mir nun nichts anderes ahnden, als daß wir werden lernen müssen uns ohne vieles behelfen, was Viele noch gewohnt sind als mit dem Wesen des Christentums unzertrennlich verbunden zu denken. Ich will gar nicht vom Sechstagewerk reden, aber der Schöpfungsbegriff, wie er gewöhnlich construiert wird [...] wie lange wird er sich noch halten können gegen die Gewalt einer aus wis-

¹ Der Vortragsstil wurde bewusst beibehalten.

senschaftlichen Combinationen, denen sich niemand entziehen kann, gebildeten Weltanschauung? [...] Ich werde diese Zeit nicht mehr erleben [...]. Aber Sie, [...] was gedenken Sie zu thun? Wollt Ihr Euch dennoch hinter diesen Außenwerken [gemeint sind die buchstäblich genommenen biblischen Texte] verschanzen, und Euch von der Wissenschaft blokiren lassen? Das Bombardement des Spottes, welches dann auch von Zeit zu Zeit erneuert werden wird, will ich für nichts rechnen [...]. Aber die Blokade! die gänzliche Aushungerung von aller Wissenschaft, die dann, nothgedrungen von Euch, eben weil Ihr Euch so verschanzt, die Fahne des Unglaubens aufstecken muß! Soll der Knoten der Geschichte so auseinandergehen? das Christentum mit der Barbarei, und die Wissenschaft mit dem Unglauben? (Schleiermacher 1990, 345–347)

Nein, das sollte er nicht. Fechner jedenfalls versteht seine philosophisch-religiöse Weltansicht als eine Antwort auf diese Herausforderung, hat doch die bedrängende Erfahrung, in einer Zeit zu leben, in der alle religiöse Grundlage durch die Wissenschaft zersetzt und ins Haltlose aufgelöst wird, seine eigene Biographie geprägt und ist von daher auch zur Aufgabe seines philosophischen Denkens geworden. In seiner von ihm sogenannten ›Tagesansicht‹, die er der in den Naturwissenschaften und in der Philosophie seiner Zeit, aber auch in Theologie und Kirche herrschenden ›Nachtansicht‹ entgegenstellte, fand er eine zumindest für ihn persönlich tragfähige Lösung. Werfen wir deshalb einen kurzen Blick auf seinen inneren, *religiösen Werdegang*, soweit er uns überhaupt zugänglich ist.

Wie so viele bedeutende Männer der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts stammte auch Fechner aus einem evangelischen Pfarrhaus, ebenso wie schon sein Vater und seine Mutter aus Pastorenfamilien stammten. Fechners Vater wird als aufgeschlossener, von der Aufklärung bestimmter Theologe geschildert, der allerdings starb, als Fechner erst fünf Jahre alt war. Auch Fechner sollte ursprünglich Pfarrer werden, studierte dann aber Medizin, zunächst in Dresden, dann in Leipzig. Die praktische Ausbildung als Mediziner empfand er als überaus unbefriedigend, und er entwickelte geradezu eine Abneigung gegen das Fach und seine Vertreter, der er in einigen *satirischen Schriften* Luft machte. Überhaupt verhalf ihm das kleine Einkommen aus seiner literarischen Tätigkeit dazu, sich beruflich anders orientieren zu können. Im Rückblick schreibt Fechner: »Ueber meinem medicinischen Studium war ich zum völligen Atheisten geworden; ich sah in der Welt nur ein mechanisches Getriebe« (Kuntze 1892, 39). In dieser Situation entdeckt er die romantische *Naturphilosophie*.

Da gerieth mir Oken's Naturphilosophie in die Hände [...]. Ein neues Licht schien mir auf einmal die ganze Welt und Wissenschaft von der Welt zu erleuchten; ich war wie geblendet davon. [...] ich hatte auf einmal den Gesichtspunkt einer großen einheitlichen Weltanschauung gewonnen, fing an Schelling, Steffens und andere Naturphilosophen zu studiren. (Kuntze 1892, 39)

Andererseits aber sind Fechner durch die Übersetzungen naturwissenschaftlicher Lehrbücher auch die »klaren, sicheren und fruchtbaren Resultate [...] in der Naturwissenschaft« (Kuntze 1892, 39) eindrucklich vor Augen. Damit war eine nicht unerhebliche Spannung gegeben, die Fechner in eine ernste *Krise* führen sollte. Zwar habilitierte sich Fechner in der Naturphilosophie mit der Absicht, »naturphilosophische Ideen im Schelling-Oken'schen Geist [...] vorzutragen« (Kuntze 1892, 72), doch seine Hoffnung, »nun auf dem Wege zu sein, das Geheimnis der Welt und ihrer Schöpfung zu entdecken«, erfüllte sich nicht. »Ich zerbrach mir, mißhandelte den Kopf von Morgen bis Abend und in manchen Nächten, um festen Fuß zu gewinnen, und konnte mir doch nie selbst dabei genügen« (Kuntze 1892, 100). Die *Naturphilosophie*, die ihm die Natur als Erscheinung des Geistes zeigen und ihn damit über den *Materialismus* hinausführen wollte, ließ ihn nach kurzer Zeit, wie er selber im Rückblick konstatiert, »nur um so tiefer darein zurücksinken« (Fechner 1879, 161). Fechner wendet sich nun endgültig der theoretischen und experimentellen Naturwissenschaft zu und erhält schließlich 1834 die ordentliche Professur für Physik. Er forscht hauptsächlich über Fragen der Elektrizitätslehre, des Elektromagnetismus und der Elektrochemie.

Die äußeren und inneren Anspannungen und Anfechtungen aber, unter denen Fechner existiert und die sich nicht lösen wollen, führen ihn gegen Ende 1839 in die schwere *Krise* einer über vier Jahre sich hinziehenden psychosomatischen Krankheit, die sich in heftigen Sehstörungen äußert, aber auch mit einer für Fechner kaum erträglichen Unkontrollierbarkeit seiner Gedanken und seiner Aufmerksamkeit einhergeht.² Im Herbst 1843 ist Fechner einigermaßen genesen; 1846 beginnt er philosophische Vorlesungen zu halten, deren Hauptgesichtspunkte er zuvor in einer kleinen Schrift dargelegt hat (*Ueber das höchste Gut*, 1846). Die Universität befreit ihn von allen Lehrverpflichtungen, gewährt ihm aber weiter ein bescheidenes Gehalt. Seine Professur noch auszufüllen fehlen ihm jeden-

² Fechners eigener, 1845 abgefasster Bericht über seine Krankheit findet sich bei Kuntze 1892, 105–126. Eine wirkliche Diagnose dürfte sich im Nachhinein kaum stellen lassen; vgl. den Überblick über die verschiedenen Vorschläge bei Heidelberger 1993, 70.

falls die Kräfte. Mit dem Schwinden der Krankheit löst sich aber die große innere Anspannung, die sein Leben bis dahin bestimmt hat, und er gewinnt eine neue Weltsicht, in der die verschiedenen Elemente des physikalisch-naturwissenschaftlichen Zugangs zur Welt, der *Naturphilosophie* und eine neu belebte Religiosität zu einem einheitlichen Konzept integriert werden. Diese neu gewonnene Sicht wird Fechner später als die ›Tagesansicht‹ gegenüber der ›Nachtansicht‹ des mechanistischen Weltbilds bezeichnen.³

Kam zuvor *Gott* allenfalls marginale Bedeutung zu,⁴ so erlangt die Vorstellung eines persönlichen Gottes nun eine tragende Bedeutung für Fechners neue Weltanschauung. Er erlebt diese Wende auch als eine Rückkehr zum christlichen *Glauben*, wenn auch, wie wir gleich genauer sehen werden, in einer ganz eigentümlichen Form. Die zunächst so begierig aufgenommene *Naturphilosophie* hatte Fechner nicht nur intellektuell unbefriedigt gelassen, sie hatte ihm auch für sein persönliches Leben keine Stütze geboten. »Nur der Glaube an die Tagesansicht mit ihrer Wiedereinkehr in die christlichen Ideen von einer göttlichen Führung«, schreibt er, »ließ mich diese Stütze finden« (Fechner 1879, 162).

2. Die Tagesansicht

Wir wollen uns nach diesen biographischen Vorbemerkungen nun der von Fechner entwickelten *Tagesansicht*, in der er seine religiöse Stütze fand, genauer zuwenden und zunächst die grundlegende Einsicht Fechners rekonstruieren, auf der sie beruht. Dazu soll uns eine von Fechner selbst geschilderte Begebenheit als Illustration dienen. Zu Beginn seiner Schrift »Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht« schildert Fechner, wie er eines Morgens im Leipziger Rosental auf einer Bank im hellen und warmen Sonnenschein sitzt und seine Sinne sich mit den Eindrücken der belebten Natur erfüllen – mit den Farben der Blumen, dem Tanz der

³ Fechner, *Tagesansicht*, pass. Der Begriff der ›Nachtansicht‹ in Bezug auf die Naturwissenschaften dürfte auf die naturphilosophischen Vorträge von Gotthilf Heinrich Schubert zum Thema »Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften« (1808) zurückgehen, die zu ihrer Zeit einiges Aufsehen erregten.

⁴ Im »Büchlein vom Leben nach dem Tode« (1836) werden der Glaube an Gott und der Glaube an das eigene ewige Leben schlicht gleichgesetzt, ist doch Gott ganz im Sinne der Oken'schen Naturphilosophie nur eine Bezeichnung für das Ganze der lebendigen Welt; vgl. Fechner 1950, 58.

Schmetterlinge, dem Gesang der Vögel.⁵ Doch dann wird ihm bewusst, dass er als Naturwissenschaftler dieses ganze Schauspiel eigentlich als Schein ansehen müsste. Denn was der Mensch in der Natur wahrnimmt, ist ja doch im Grunde eine Illusion. Licht- und Schallwellen sind nur »blinde stumme Wellenzüge«, die sich nach mechanischen *Gesetzen* als Erregung eines Mediums durch den Raum fortpflanzen, »und erst, wenn sie an den Eiweißknäuel unseres Gehirns, ja wohl gar erst, wenn sie an einen bestimmten Punct desselben antreffen«, setzen sie sich um in wahrgenommene psychische Licht- und Schalleindrücke. Wie »durch den spiritistischen Zauber dieses Medium[s]« (Fechner 1879, 4) die Entstehung des psychischen Eindrucks vor sich gehen mag, darüber streiten sich die Philosophen und Wissenschaftler, doch über die fundamentale Interpretation ist man sich einig: alles Leuchten, Tönen und Tasten ist nichts, was den Naturerscheinungen an sich zukommt, sondern wird vom wahrnehmenden Subjekt generiert und hat den Charakter eines davon unabhängigen Scheins, einer Illusion, die unser Seelenorgan, das Gehirn produziert. In der Perspektive der Naturwissenschaften verkehrt sich die ganze leuchtende, klingende und singende Natur in finstere, stumme Nacht.

Damit hat Fechner in der Tat eine wesentliche Grundlage des naturwissenschaftlichen Weltbilds angesprochen, die sich bis auf den Gründungsvater der neuzeitlichen empirischen Physik, bis auf Galileo Galilei zurückführen lässt. In seiner programmatischen Schrift »Il Saggiatore« bezieht Galilei die messende Wissenschaft von der Natur auf eine elementare Unterscheidung, auf die Unterscheidung zwischen *primären* und *sekundären* Qualitäten. Galilei weist darauf hin, dass mit der Vorstellung einer körperlichen Substanz notwendigerweise die Vorstellung von begrenzter Ausdehnung und Form verbunden ist und dass sie sich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort befindet, bewegt oder unbewegt ist etc. Dies sind ihre primären Eigenschaften. »Aber dass sie weiß oder rot, bitter oder süß, tönend oder stumm, wohl- oder übelriechend sein muss, das als notwendige Begleitumstände anzuerkennen, fühle ich mich in meiner Vorstellungskraft nicht gezwungen.« Geschmack, Geruch, Farbe usw. sind »nichts anderes als bloße Namen«, sie haben ihren Sitz »allein in dem empfindenden Körper, so dass, wenn der beseelte Körper entfernt würde, auch alle diese Qualitäten aufgehoben und beseitigt wären« (Galilei 1896, 4, 347f.).

⁵ Vgl. Fechner 1879, 3ff.

Es sind nun gerade die primären Eigenschaften, die quantifiziert und mathematisiert werden können, mit denen gerechnet werden kann. Das ist für Galilei ihr entscheidendes Merkmal gegenüber den sekundären subjektiven, den Menschen nur allzu leicht täuschenden und nicht quantifizierbaren Sinnesqualitäten, geht es doch seither in der Physik darum, die wahren Zusammenhänge der Natur in mathematischer Form abzubilden. Noch einmal Galilei im »Saggiatore«: Das Buch der Natur

ist in mathematischer Sprache geschrieben, und seine Buchstaben sind Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren, ohne diese Mittel ist es unmöglich, ein einziges Wort zu verstehen, irrt man vergeblich in einem dunklen Labyrinth umher. (Galilei 1896, 4, 232)

Alle moderne Naturwissenschaft und Philosophie (vor allem die der Aufklärung) sieht Fechner durch diese Unterscheidung geprägt. Alle sinnliche Wahrnehmung wird, von den ganz abstrakten messbaren Eigenschaften der Gegenstände (ihrer Ortsstelle, deren Änderung nach der Zeit und ihre ponderable Massivität) abgesehen, dem erkennenden Subjekt zugeschrieben, während hinter dieser Welt der Erscheinungen die eigentliche, die wesentliche und uns zugleich unzugängliche Welt der ›Dinge an sich‹ liegt als eine dunkle, unsinnliche Hinterwelt. Fechner möchte zeigen, dass es sich dabei um die irrealen »Tiefe eines Schattens« handelt, »die man hinter der Tiefe der ganzen vollen lichten Welt noch sucht« (Fechner 1995, III). Die wahre Aufklärung im Sinne Fechners ist der Mut, die Welt, so wie sie uns erscheint, als die wahre Welt zu nehmen, sie gerade nicht als eine große, von uns selbst erzeugte Illusion der Oberfläche zu verstehen, hinter der wir schauernd den mundus absconditus des ›Dings an sich‹ erahnen können, sondern als die Sache selbst.

Dann aber werden zwei Fragen virulent, die gerade die Plausibilität der von Fechner disqualifizierten *Nachtsicht* ausmachen:

1. Sind die sekundären Qualitäten nicht eben geistige Phänomene, die in der Welt der materiellen Erscheinungen nicht vorkommen, sondern ihr nur als kategorial verschieden gegenüber stehen können? und
2. Verschwinden diese geistigen Wahrnehmungen nicht, wenn das Subjekt verschwindet, und müssen sie deshalb nicht als bloß subjektive *Erscheinung* angesehen werden?

Zur Beantwortung beider Fragen bringt Fechner den Begriff *Gottes* in Anschlag, der für die Fundierung seiner *Tagesansicht* zentrale Bedeutung erhält. Zum einen sind die Wahrnehmungsqualitäten deshalb nicht von den materiellen Erscheinungen zu trennen, weil *alles* materielle Gesche-

hen eine geistige Seite hat und dieser geistige Zusammenhang der materiellen Erscheinungen des *Kosmos* mit Gottes Geist zu identifizieren ist. Und zum anderen hat das, was wir von der Welt wahrnehmen, deshalb unabhängig von uns Bestand, weil Gottes Geist es beständig wahrnimmt.

Fechners Auffassung von der Objektivität unserer sinnlichen Wahrnehmung, sein ›direkter Realismus‹ (Heidelberger 1993, 165), der *alle* Qualitäten der Dinge als objektive Eigenschaften unabhängig von unserer Erkenntnis und Wahrnehmung auffassen will, erfordert gerade, dass auch über uns bewusst wahrnehmende Geschöpfe hinaus die ganze Wirklichkeit eine geistige Seite hat und alle sinnliche Erscheinung zusammengeschlossen und abgeschlossen wird in einer höchsten bewussten Einheit der Wirklichkeit. Die Dunkelheit der *Nachtsansicht*, die die Welt nur als oberflächliche Erscheinung eines unzugänglichen, dunklen Wesens verstehen kann, wird dadurch überwunden,

daß die sinnliche Erscheinung über uns hinaus nicht bloßer Schein, sondern objectiv durch die Welt ausgebreitet ist, und daß sie in einem einheitlichen Bewußtsein sich zusammenschließt und gipfelt. (Fechner 1879, 13)

Nun ist die Welt wirklich hell und licht, sie klingt und singt wirklich. Farben, Töne, Geruch, Geschmack, Wärme sind objektiv vorhanden, weil sie in Gott wahrgenommen werden, weil sie im geistigen Grund und Abschluss des Seins selbst begründet sind. Hatte 1872, also nur wenige Jahre, bevor Fechner seine Entdeckung der *Tagesansicht* im Rosental beschreibt, der Physiker und Physiologe Du Bois-Reymond festgestellt:

Das mosaische: ›Es ward Licht, ist physiologisch falsch. Licht ward erst, als der erste rothe Augenpunkt eines Infusoriums zum ersten Mal Hell und Dunkel unterschied. Ohne Seh- und ohne Gehörsinns substanz wäre diese farbenglühende, tönende Welt um uns her finster und stumm (Bois-Reymond Du 1884, 17);

so gilt für Fechner, dass die *Schöpfung* Licht ist von Anbeginn, noch bevor ein geschöpfliches Auge es erblickte, weil Gott es sah und immer sieht. Nicht das Licht, die Dunkelheit wird auf Seiten des Subjekts erzeugt.

Damit ist die erste und wichtigste Bestimmung von Fechners Gottesbegriff erreicht: Alle sinnliche Erscheinung ist in Gott aufgehoben, es gibt kein Dahinter mehr. *Gott* ist der Totalbegriff der Wirklichkeit selbst. Er vertritt gewissermaßen die Stelle des ›Dings an sich‹ der klassischen neuzeitlichen *Metaphysik*.⁶ Als

⁶ Vgl. Fechner 1907b, 207: »Nachdem aber Gott das höchste Wesen über allen Dingen ist, bedürfen wir keiner dunkeln Wesen mehr hinter den Erscheinungen der Dinge.«

Totalität des Seins und Wirkens, hat [er] keine Außenwelt mehr außer sich [...]; er ist der Einige und Alleinige; alle Geister regen sich in der Innenwelt seines Geistes, alle Körper in der Innenwelt seines Leibes. (Fechner 1922, I, 224)

Ist *Gott* aber der alles Umfassende, dann »steht auch der Mensch *Gott* nicht äußerlich gegenüber, sondern ist ihm zugleich eingethan und unterthan« (Fechner 1879, 65), sein Leben ist im Göttlichen mit umschlossen. Wir sind nur Momente in *Gott*, »wissende und wirkende, doch immer seinem höheren Wissen und Wirken untergeordnet bleibende Momente in *Gott*« (Fechner 1879, 14). Unsere Wahrnehmung ist nur ein Teil von *Gottes* Wahrnehmung, »was wir selber von der Welt sehen und hören, ist nur die letzte Abzweigung seines Sehens und Hörens« (Fechner 1879, 5).

Damit sind die drei wesentlichen Elemente genannt, die Fechners *Tagesansicht* ausmachen, Fechner nennt sie die drei Grundpunkte:

1. es gibt keine hinter den *Erscheinungen* liegende Wirklichkeit an sich, auch unabhängig und über die Existenz wahrnehmender Geschöpfe hinaus haben die Erscheinungen eine objektive Existenz;
2. alle diese Erscheinungen finden ihren konstitutiven Zusammenhang und ihren zusammenfassenden Abschluss in einer höchsten bewussten Einheit, in *Gott*;
3. unser *eigenes Bewusstsein* ist nur ein Teil, ein Moment innerhalb des göttlichen Bewusstseins.⁷

3. Glauben und Wissen

Die in diesen drei Punkten zusammengefasste *Tagesansicht* ist natürlich keine strenge wissenschaftliche Theorie, sie ist eben eine Welt-Sicht, eine Schau des Ganzen. Fechner selbst bezeichnet sie gar als eine »Glaubenslehre« (Fechner 1879, 19). Hat sich Fechner damit nicht als der Schwärmer entlarvt, für den ihn viele halten? Hat er damit nicht gerade seinen *Realismus*, seine Rechtfertigung des Augenscheins aufgegeben zugunsten einer rein subjektiven Glaubensüberzeugung? Ist denn nicht gerade die Naturwissenschaft dazu angetreten, das bloße Meinen und Glauben zu überwinden zugunsten eines gesicherten Wissens?

⁷ Vgl. Fechner 1879, 15 u.ö.

In der Tat, im *mechanistischen Weltbild*, in dem sich alles mit der apodiktischen Gewissheit einer mathematischen Formel vollzieht und vollkommen berechnet werden kann, ist für den *Glauben* kein Platz. Er kann nur als die defizitäre Form des Erkennens begriffen werden, die es so gut es geht zu überwinden gilt. Allenfalls in praktischer Hinsicht, für die alltägliche Lebensgestaltung und in seiner privaten Trostfunktion kann Glauben noch eine Rolle spielen, aus der Naturerkenntnis ist er völlig auszuschließen. Das Ergebnis ist eine Dichotomie von Glauben und Wissen, zu der sich eine zwischen diesen beiden Polen hin und her treibende, hilflose Philosophie gesellt. Eben diese Dichotomie zwischen Glauben und Wissen, zwischen Gott und Natur will Fechners *Tagesansicht* überwinden, und zwar auf eine Weise, die weder Glauben in Wissen, noch Wissen in Glauben auflöst, sondern Glauben und Wissen so ins Verhältnis zueinander setzt, dass beide einander nicht ausschließen oder widersprechen, sondern sich jeweils in ihrer Eigenart fördern und durch das je ihre einander bereichern und in ihrem Zusammenwirken vervollkommen.

Doch was heißt dann *Glauben*? Fechner legt einen weiten Begriff von Glauben zugrunde und bestimmt ihn als »ein Fürwahrhalten dessen, was nicht durch Erfahrung oder logischen Schluß [...] gewiß ist« (Fechner 1923, 17).⁸ Erst in einem engeren Sinne ist dann auch der religiöse Glaube an die höchsten und letzten Dinge gemeint. Dem Glauben ist auch bei Fechner das Wissen gegenüber gestellt, zu dem im strengsten Sinne aber nur dasjenige gehört, »was nach dem Satze der Identität unmöglich anders vorzustellen oder zu denken ist«, und damit alles, was »durch *unmittelbare* Erfahrung, triftigen logischen Schluß« (Fechner 1923, 21) oder durch die Verbindung von beidem erkannt wird.⁹ Schon an dieser Stelle sehen wir, dass *Glauben* in die Erzeugung von *naturwissenschaftlichem* Wissen mit eingehen muss. Denn um dasjenige gesetzmäßige Wissen erzeugen zu können, das wir der Naturwissenschaft zurechnen, müssen Prinzipien der Verallgemeinerung des Erfahrenen hinzutreten, so dass aus der unterstellten Regelmäßigkeit der Naturphänomene allgemeine Na-

⁸ Vgl. auch Immanuel Kant, der Glauben, Meinen und Wissen als drei Stufen des Fürwahrhaltens bestimmt (Kant 1911, 531f.).

⁹ Man fühlt sich an den frühen logischen Empirismus erinnert, z. B. an Carnaps Rückführung aller sinnvollen Sätze auf zwei Klassen von Aussagen, nämlich logische Identitätsaussagen (Tautologien bzw. Kontradiktionen) und elementare Erfahrungssätze, die sogenannten Protokollsätze, vgl. Carnap 1931, 219–241.

turgesetze abgeleitet werden können. Es ist der Glaube an die Tragfähigkeit der Prinzipien der begründeten Hypothesenbildung, sei es der physikalischen, sei es der historischen Forschung, der nicht selber wieder in unmittelbares Wissen verwandelt werden kann.

Ja, streng genommen ist alles Glaubenssache, was nicht unmittelbar erfahren ist, und was nicht logisch fest steht. (Fechner 1879, 17f.)¹⁰

Glaube ist also nicht bloß als das unvollkommene Wissen zu bestimmen, denn an allem »Wissen hat etwas Glaube Anteil; entziehe ihm denselben, und das Wissen selbst verfällt« (Fechner 1923, 24).

Aber ebenso, wie es irrig wäre, den *Glauben* bloß als defizitäre Form des Wissens zu verstehen, wäre es falsch, die Wissensgründe von den Bestimmungsgründen des Glaubens ganz auszuschließen. Denn das, was wir von der Welt wissen, hat einen wichtigen, entscheidenden, wenn auch oft unbewussten Anteil an unserem Glauben. Wissen und Erfahrung jedenfalls sind der Stoff, mit dem der Glauben umzugehen, den er zu interpretieren hat, von dem er sich anregen lässt. Und so gilt auch das andere, dass der Glaubende »das Wissen nicht zu sehr verachten« soll: »Sein Glaube würde ohne das zur leeren Phrase oder Blase« (Fechner 1923, 30).

4. Glaubensprinzipien

Doch entscheidend für die Rechtfertigung des *Glaubens* ist die Art und Weise, *wie* er über die unmittelbare Erfahrung hinausgeht. Fechner unterscheidet bei den Bestimmungsgründen des Glaubens »*Motive*, welche zum Glauben treiben, und *Gründe*, welche uns dazu berechtigen« (Fechner 1923, 40). Dabei entsprechen sich im rechten Glauben Motive und Grün-

¹⁰ Diese Einsicht Fechners steht natürlich im krassen Gegensatz zum Vulgärmaterialismus seiner Zeit. So behauptete der vielgelesene Ludwig Büchner in den Schlussbetrachtungen zu *Kraft und Stoff*: »Der Realismus kämpft mit Tatsachen, welche jeder sehen und greifen kann, der Idealismus mit Vermutungen und Hypothesen. So wenig Geltung die Hypothese in den Naturwissenschaften besitzt, so wenig soll sie fortan in der Philosophie haben.« (Büchner [1932], 206) »Wer die Hypothese auf naturwissenschaftlichem Gebiete bekämpft, muß sie auch auf philosophischem bekämpfen« (Büchner [1932], 207f.). Wissenschaftstheoretisch darf die Fechner'sche Position heute als die stärkere gelten, ist doch vor allem durch Popper die Hypothese als die Grundform der naturwissenschaftlichen Aussage herausgestellt worden.

de insofern, als die Gründe die Zusammenfassung und Vervollkommnung der den Menschen zunächst antreibenden Motive sind. Sie kommen als Begründung den im Menschen angelegten Bedürfnissen sozusagen entgegen, klären und erfüllen sie. Deshalb hat auch eine Erläuterung des religiösen Glaubens der Menschen nicht mit einer abstrakten Definition der höchsten Gegenstände des Glaubens wie *Gott*, unsichtbare geistige Existenzen und *Unsterblichkeit* anzufangen, sondern den Entstehungsgrund des Glaubens, die zu ihm hindrängenden Motive aufzusuchen, um dann nach den ihnen korrespondierenden Gründen zu fragen. Fechner unterscheidet dabei drei wesentliche Arten von Motiven und Gründen; er nennt sie zusammenfassend auch Prinzipien: das theoretische, das praktische und das historische Prinzip. Das *theoretische Prinzip* geht

vom möglichst großen Kreis des Erfahrungsmäßigen im Gebiete der Existenz aus [...], um durch Verallgemeinerung, Erweiterung und Steigerung der Gesichtspunkte, die sich hier ergeben, zur Ansicht dessen zu gelangen, was darüber hinaus in den andern, weitem und höhern Gebieten der Existenz gilt. (Fechner 1879, 77)¹¹

Zum basalen Erfahrungsmäßigen gehören die Einsichten der Naturwissenschaften, aber auch die Selbsterfahrung des Menschen. Durch *Induktion* und *Analogie* wird in beiden Bereichen das Besondere verallgemeinert und das so gewonnene Allgemeine möglichst widerspruchsfrei so kombiniert, dass es noch einmal in eine gesetzmäßige Beziehung zueinander gebracht werden kann.¹² Auch für die eigentlichen Gegenstände des religiösen *Glaubens* gilt dieses Verfahren, so dass die Gewinnung von Sätzen über die

¹¹ Damit, so Fechner, machen wir die Philosophie zur Fortsetzung der Physik mit anderen, erweiterten Mitteln und so auch wieder zu echter Meta-Physik: »Das Neue der Metaphysik, die wir im Auge haben, denn um Metaphysik handelt sich's doch zunächst, liegt in der Tat nur darin, nach so manchen versuchten Grundlagen der Metaphysik auch einmal die Wissenschaft des Physischen (obwohl nicht ohne die des Psychischen) dazu zu machen und hiermit den Namen der Metaphysik zur Tat zu erheben, d.h., sie wirklich zu etwas *nach* der Physik, statt zu einem *a priori* oder *hinter* der Physik zu machen« (Fechner 1995, 138).

¹² »Verallgemeinerung durch Induktion und Analogie und vernünftige Kombination des von verschiedenen Seiten her gewonnenen Allgemeinen sind meines Erachtens die einzigen *theoretischen* Wege und Weisen, die uns im Gebiet der geistigen wie der materiellen Wirklichkeit zu in sich haltbaren und für die Erfahrung wieder fruchtbaren Grundlagen des Wissens über das Selbstverständnis und unmittelbar Gegebene hinaus führen können« (Fechner 1922, 1, XV).

höchsten Realitäten, Gott, Jenseits, höhere Wesen über uns, [...] hiervon am wenigsten Ausnahme [machen], indem es gerade hier der erschöpfendsten und umfassendsten, über das ganze Gebiet der Existenz hinausgreifenden Induktionen und Analogien und höchsten Kombinationen bedarf, um (so weit überhaupt der theoretische Weg hierbei ausreicht) zu Ansichten in diesem Gebiete zu gelangen, welche Lebenskraft in sich haben und Kraft für das Leben wieder entwickeln können. Nicht ein vorangestellter Gottesbegriff bestimmt Gottes Wesen, sondern was von Gott in der Welt und in uns spürbar ist, bestimmt seinen Begriff. (Fechner 1922, I, XV)

Das *praktische Prinzip* gründet in dem Motiv, dass der Mensch das »glaubt, was ihm zu glauben gefällt, dient, frommt« (Fechner 1923, 87). Weil wir Gott brauchen, suchen wir ihn. »Denn alle Lust will Ewigkeit«, ist man versucht mit Nietzsche zu sagen, und in der Tat ist es die *Lust*, die Fechner als das höchste Gut, als den Endzweck des Menschen überhaupt bestimmt. Das ist nicht im Sinne eines egoistischen Hedonismus gemeint, sondern ganz im Zusammenhang des Fechner'schen *Realismus* gedacht, der von dem ausgeht, was wir in uns vorfinden. Und was uns zweifellos elementar bestimmt, ist, dass wir Lustgewinn suchen und Unlust meiden.¹³ Die wahre und höchste Lust aber ist die der größtmöglichen »Förderung von Glück, Heil und Segen« (Fechner 1922, I, 300). Die wahre Lust will größtmögliche und unvergängliche Gemeinschaft und zielt damit auf den Einen, auf Gott als die Einheit und den Abschluss des Seins. Und so wird das praktische Motiv des Glaubens zum Grund für den *Glauben*, weil es darauf hinweist, dass sein Bedürfnis nach Glauben »in derselben realen Natur der Dinge begründet sein [muss], welche den Menschen mit seinen Bedürfnissen selbst erzeugt hat« (Fechner 1923, 125).¹⁴

Bleibt noch das *historische Prinzip* des Glaubens, das Fechner folgendermaßen bestimmt: »Man glaubt, was uns gesagt wird, was vor uns geglaubt worden ist und um uns geglaubt wird« (Fechner 1923, 49). *Religion* ist in der Menschheit vorhanden, so wie die Sprache vorhanden ist, ohne dass sie sich auf ein Urdatum, eine ursprüngliche historische Erfindung zurückführen ließe. Und seitdem gilt vom religiösen Glauben: »Ein

¹³ Fechner hat in einer kleinen Schrift auf dieses Prinzip eine ganze naturalistische Ethik begründet; vgl. Fechner 1846.

¹⁴ Dieses praktische Argument, dass aufgrund der Annahme der stimmigen Einrichtung der Natur das Bedürfnis des Menschen nach einem Glauben an Gott nicht ins Leere gehen kann, bezeichnet Fechner auch als das *argumentum a consensu boni et veri*; vgl. Fechner 1922, 2, 90–95.

Mensch sagt es dem andern« (Fechner 1923, 58). So pflanzt er sich fort von Generation zu Generation und kommt durch sein Immer-schon-Gegebensein den theoretischen und praktischen Motiven zu Hilfe.

Diese drei Prinzipien des *Glaubens* sind nicht aufeinander reduzierbar und ergänzen und korrigieren einander.¹⁵ Nur das *Wechselspiel* aller drei Prinzipien kann einen Glauben mit »Fleisch und Bein« (Fechner 1922, I, XVIII) entstehen lassen, der nicht von einem gänzlich abstrakten und von aller unserer Erfahrung unendlich weit entfernten Begriff von Gott und den höchsten und letzten Dingen ausgeht, sondern ein realistisches und lebensvolles Ganzes darzustellen in der Lage ist.

5. Glaube und Gottesbegriff

In diesen drei Glaubensprinzipien sind die drei von uns schon genannten Grundpunkte der *Tagesansicht* (die Auffassung, dass alles Wirkliche eine geistige Seite hat, dass diese ihren Abschluss in Gott findet, und dass unser Bewusstsein einen Teil des göttlichen Bewusstseins darstellt) als gerechtfertigt begründet. Wir wollen dies zunächst anhand der theoretischen und praktischen Argumente genauer vor Augen führen. Den Ausgangspunkt bildet die Selbsterfahrung des Ich, dessen *Wahrnehmungen* unterschieden werden können in psychische Selbsterscheinungen und physische Fremdwahrnehmung.¹⁶ Unterscheidungsmerkmal ist, ob das, was dem Wahrnehmenden erscheint, auch anderen Subjekten zugänglich ist oder nicht. Die rein privaten Aspekte von Wahrnehmungen machen die subjektiven inneren Selbsterscheinungen aus, die anderen Aspekte die objektiven, äußerlich wahrnehmbaren materiellen Erscheinungen. *Psychisches* und *Physisches*, so hält Fechner fest, stellen nicht zwei Kategorien von Wesenheiten dar, sondern gehören untrennbar zusammen, wie die konkave und konvexe Seite eines Kreises,¹⁷ denn wie jeder an sich selbst feststellen kann,

¹⁵ »Auf keins dieser Prinzipien hat sich der Glaube allein zu stützen. Der Mensch kann fehl gehen in Verallgemeinerung dessen, was er weiß, kann fehl gehen in dem, was er für das Beste hält zu glauben, und die Geschichte hat von jeher Fehler nach beiden Seiten begangen« (Fechner 1879, 77).

¹⁶ Vgl. zum Folgenden Heidelberger 1993, 103ff.

¹⁷ Siehe Fechner 1907b, 19.

hat dasselbe Wesen zwei Seiten, eine geistige, psychische, sofern es sich selbst, eine materielle, leibliche, sofern es einem andern als sich selbst in anderer Form zu erscheinen vermag. (Fechner 1922, 2, 135)

Aus dieser elementaren Grundgegebenheit menschlicher Selbsterfahrung lassen sich durch vorsichtige Verallgemeinerung im Sinne des *theoretischen Glaubensprinzips* einige wichtige Folgerungen ziehen. In der Auffassung, dass die Natur in einer von unserer Wahrnehmung unabhängigen, objektiven Weise als Welt physischer Gegenstände erscheinen kann, steckt zunächst die Voraussetzung, dass sie eben nicht bloß uns, sondern auch anderen erscheinen, »d.i. Wirkungen in Andre wie in uns hinein-erzeugen könne, welche wir von ihr als der Ursache davon abhängig machen« (Fechner 1879, 227). In unserem Selbstverständnis und in unserem sozialen Umgang miteinander nehmen wir deshalb immer schon die gut begründete und gerechtfertigte Hypothese in Anspruch, dass andere Menschen ebenso zu Bewusstsein und Erkenntnis derselben von uns unabhängigen Außenwelt fähig sind wie wir. Dies ist die Anerkennung des *Fremdpsychischen*, ohne die wir weder praktisch existieren noch theoretisch etwas erkennen könnten.

Wenn wir aber Seele und Leib, Körperliches und Bewusstsein nur als zwei Seiten derselben Erscheinung, nicht als zwei völlig verschiedene Wesenheiten anzusehen haben, dann legt es sich nahe, eine geistige Innenseite für alle materielle Erscheinung anzunehmen. Damit verschiebt sich die Fragestellung des klassischen *Leib-Seele-Problems*. Wenn alles eine geistige Innenseite hat, die sich in uns als mit Selbstbewusstsein begabten, sinnlich wahrnehmenden Lebewesen als geistiges Bewusstsein realisiert, dann ist »nicht mehr zu fragen, wo Beseelung anfängt und aufhört, sondern nur, wo und inwiefern sie sich in entsprechender Weise aus der allgemeinen Beseelung heraushebt« (Fechner 1879, 29). An dieser Stelle sind für Fechner seine Forschungen über das Verhältnis von Reizstärke und Sinneswahrnehmung, die ihn berühmt und zu einem Begründer der empirischen Psychologie gemacht haben, von entscheidender Bedeutung.¹⁸

¹⁸ Fechner erweitert 1860 ein von seinem Freund E.H. Weber (1795–1878) aufgestelltes Gesetz zum später sogenannten *Weber-Fechner'schen-Gesetz*, welches besagt, dass zwischen der externen (*S*) und empfundenen (*E*) Reizstärke ein logarithmischer Zusammenhang besteht: $E = k \log S$, wobei *k* eine für das betreffende Sinnesgebiet charakteristische Konstante ist. Für den mittleren Bereich physiologischer Schall- und Lichtreize ist dies in guter Annäherung erfüllt, in der Akustik ist es z.B. die Grundlage der Dezibel-Skala. Dass es sich um eine logarithmische und keine lineare Proportionalität handelt, war für Fechner ein Erweis dafür, dass zwischen physischen und psychischen Phänomenen keine

Fechner hat in seiner »Psychophysik« 1860 u.a. die Bedeutung der *Reizschwelle* herausgearbeitet als den Punkt, jenseits dessen allererst eine bewusste Empfindung beginnt. Es zeigt sich, »daß jeder Reiz wie Reizunterschied schon eine gewisse endliche GröÙe erreicht haben muß, bevor die Mercklichkeit desselben nur eben beginnt, d.h. bevor er eine unser Bewußtsein merklich affizierende Empfindung erzeugt oder einen merklichen Empfindungsunterschied begründet« (Fechner 1907a, I, 237).

Bewusstsein kann also erst dann entstehen, wenn das ihm zugrunde liegende System, das anderen von außen als seine körperliche Außenseite erscheint, einen solchen Zusammenhang bildet, dass die *psychophysische* Bewegung seiner geistigen Innenseite die Schwelle für bewusste Reize überschreitet. Dies ist zum Beispiel im menschlichen Gehirn der Fall.

Von einem engeren Seelensitze (im Gehirn) kann dann insofern die Rede sein, als man damit den nicht punktförmigen, sondern ausgedehnten Teil des Systems bezeichnet, in welchem die psychophysischen Bewegungen die Schwelle übersteigen. (Fechner 1995, 231)

Schlaf ist dann das zeitweise Sinken unter die Schwelle, während unbewusste materielle Systeme niemals diese Schwelle erreichen.

Fechner nennt seine Auffassung des Verhältnisses von *Leib und Seele* die *synechologische*, weil der Geist oder die Seele nur in einem komplexen, Einzelelemente zu einer Einheit verbindenden System zu Bewusstsein kommt, und grenzt sie als solche von der monadologischen Sicht der Seele ab, wie er sie bei Leibniz, Herbart oder Lotze findet, bei denen die Seele als atomares, einfaches und unteilbares Einzelwesen bestimmt wird. Zu ihrem Abschluss wird die *synechologische* Sicht nun dadurch gebracht, dass man sie auf einen Begriff des Ganzen hin erweitert. Denn alle Erscheinung enthält etwas Verbindendes, einen Zusammenhang der Erscheinungen, auf den wir uns gemeinsam beziehen können, sonst wären unsere Wahrnehmungen völlig heterogen und nicht kommunikabel. Dieser Zusammenhang ist konstituiert durch den gesetzmäßigen Zusammenhang der Welt, z.B. durch das Gravitationsgesetz, durch Erhaltungsgesetze, durch die »Kontinuität der Zeit und des Raumes« (Fechner 1922, I, 211), d.h. durch alle die *Gesetze*, die das Grundgesetz aller

direkte Kausalität herrscht, also keine Wirkungen ausgetauscht werden, sondern *funktionale Abhängigkeit* besteht, bei der sich der eine Phänomenbereich mit dem andern ändert.

Wirklichkeit garantieren, das Fechner so bestimmt: Gleiche Umstände zeitigen gleiche Folgen.¹⁹

In diesem »Walten des obersten Gesetzes« erkennen wir »ein in sich einiges, ewiges, allgegenwärtiges, allwaltendes, allmächtiges, alle Wirklichkeit nicht nur durchwirkendes, sondern selber erst wirkendes, allen Fluß von Grund und Folge urbedingendes, Zeit und Raum, Natur und Geist in eins umspannendes und bindendes, und dabei [...] uns unser Jenseits selbstverbürgendes Wesen« (Fechner 1922, 1, 217), in dem sich die Einheit allen Seins manifestiert und das in alles überbietender und alles zusammenfassender Weise die Einzelseelen und -geister der Geschöpfe in sich als Teilmomente enthält. *Gott* steht der Welt nicht gegenüber, sondern hat »in dem Zusammenhange der Erscheinungen seine Existenz« (Fechner 1995, 106). Ebenso steht auch der Mensch *Gott* nicht gegenüber, sondern ist als Teilmoment des Weltprozesses und Weltbewusstseins im göttlichen Leben mit eingeschlossen. Über ihm, so folgert Fechner weiter, wird es umfassendere Systeme geben, denen man ebenso eine Seele wird zusprechen müssen, wie z.B. den Gestirnen, allen voran der Erde, und unter ihm ebenso niedrigere, ebenfalls durch ein seelisches Einheitsprinzip konstituierte Lebewesen wie z.B. die Pflanzen. So ergibt sich ein Stufenbau der Welt, in dem »Gott der absolut alles in sein Band Fassende« ist und an dessen Grund ihm als bewusstem Prinzip der Einheit diejenigen elementaren Bausteine der Wirklichkeit gegenüberstehen, die von ihm eben zur lebendigen Einheit der Welt zusammengefasst werden: »Das sind die Atome« (Fechner 1995, 78).

Damit haben wir Fechners Hauptgründe für die Annahme der Existenz *Gottes* rekonstruiert, die ihm aus der Grundeinsicht in die eigene Wahrnehmung von körperlicher und geistiger Wirklichkeit erwachsen, die durch die angesprochenen Prinzipien des *theoretischen* und *praktischen Glaubens* erweitert wird. So wie diese Erweiterung uns zunächst und ganz ungezwungen dazu führt, das Bewusstsein des menschlichen Gegenübers anzunehmen, so führt sie zuletzt zur Annahme, das *Gott* existiert, in dem wir leben, weben und da sind (Act 17, 28). Deshalb, so Fechner, ist *Gott* grundsätzlich »nicht [...] unsichtbarer als der Geist irgend eines unsrer Nebenmenschen« (Fechner 1852, 196). Der Glaube an seine Existenz

¹⁹ Fechner formuliert in Zend-Avesta als das allgemeine Gesetz des Geschehens: »Wenn und wo auch dieselben Umstände wiederkehren, und welches auch diese Umstände sein mögen, so kehren auch dieselben Erfolge wieder, unter andern Umständen aber andere Erfolge« (Fechner 1922, 1, 210).

unterscheidet sich nicht prinzipiell von der Annahme, dass ich mich mit meinem Mitmenschen z.B. über die Farbe einer Blume sinnvoll austauschen kann. »Die Natur, wie sie dem oberflächlichen Blicke erscheint, für den reinen vollen Ausdruck von Gottes Geist halten,« so Fechner, »ist dasselbe, als das Gesicht eines Menschen für den reinen vollen Ausdruck seines Geistes halten« (Fechner 1922, I, 261).

6. Die Bedeutung des Christentums

Haben wir nun die Funktion, Begründung und Bedeutung von Fechners Gottesbegriff in ihren Grundzügen dargestellt, so bleibt noch über die vorgestellten theoretischen und praktischen Argumente hinaus die Frage nach den *historischen Gründen* für den Glauben an die Existenz Gottes. Speziell stellt sich damit die Frage nach dem Verhältnis Fechners zum real existierenden *Christentum*, zu der Religion, in der er groß geworden ist, aus der er kommt, in die er nach längerer Zeit der Entfremdung zurückkehrt und in die hinein er auch wirken will. Über allen seinen religiösen Erörterungen jedenfalls steht sein Bekenntnis: »ich bleib' ein Christ« (Fechner 1922, I, 314).

Dass Fechner sich in seinen Schriften auch öffentlich so intensiv mit der *Religion* und ihrer Neubegründung beschäftigt hat, liegt vor allen Dingen daran, dass er die allgemeine Krise des Glaubens spürte, die durch den übersteigerten Anspruch einer alles »aufklären« wollenden, damit aber alles in die Tiefe der *Nachtansicht* mit sich reißen den Vernunft bestimmt ist.²⁰ Es gilt deshalb, die Religion von Grund auf neu aufzubauen. Es reicht nicht, die morschen Balken aus dem historisch gewachsenen Bau der Religion herauszuziehen. Das Bauwerk würde seinen Zusammenhalt verlieren und in sich zusammenstürzen. Stattdessen gilt es, neue, tragende Fundamente einzuziehen, der Bau muss »auf neuem Grunde, aus neuen Balken, neuen Steinen« (Fechner 1879, 59) entstehen. In seiner »Tagesansicht in ihren Grundzügen und den Principien ihres Auf- und Anbaues« sieht Fechner den idealen Neuansatz, der auch »der universalen Idee des

²⁰ »Ein Gefühl geht durch die Welt«, schreibt Fechner 1879, »so kann es nicht bleiben oder so kann es nicht fortgehen. Schon sucht ja die Welt fast mit Angst eine Erneuerung des Glaubens oder gar einen neuen Glauben; schon proclamirt sich sogar ein solcher als im Bunde mit dem Wissen, der aber nur der Sturz des alten Glaubens ist, und damit die Angst der Welt nicht stillen, sondern nur steigern kann« (Fechner 1879, 55).

Christenthums positive Momente eines neuen Haltes und Inhaltes für die preisgegebenen dogmatischen bietet« (Fechner 1879, 61).

Das heißt also nicht, dass Fechner das *Christentum* als Religion ablösen will. Der Kern des Christentums erscheint ihm wahr und echt und lebendig und in völliger Übereinstimmung mit seiner *Tagesansicht*. In der Heiligen Schrift findet sich die Tagesansicht im Grunde längst offenbart. Dort ist sie »durch das Wort von Oben gegeben«, während Fechners Gedanken »erst von Unten aufzusteigen suchen«. Doch findet sie sich in der Bibel ganz unsystematisch und verworren und vermengt mit vielem, was überhaupt nicht dazu gehört und nur zu Widersprüchen führt. Fechner will deshalb nur das Höchste und Beste des christlichen Glaubens übernehmen, nicht aber das Ganze. Doch dieses Höchste und Beste verspricht er so zu retten, »ehe es mit dem Ganzen selbst verfällt« (Fechner 1879, 54). Wo er etwas fallen lässt, was andere zu ihrem Christentum zählen, handelt es sich in Wahrheit um Besinnung auf den wahren Kern. Wo er über das hinausgeht, was Christus gelehrt hat, handelt es sich um organisches Wachstum von dessen Lehre.²¹

Als das zentrale Werk und die zentrale Botschaft Christi bestimmt Fechner den Gedanken,

daß alle Menschen sich als Kinder desselben einigen, nur Gutes wollenden Gottes, als Bürger eines über dies Diesseits hinaus reichenden himmlischen Reiches und als Brüder zu einander fühlen, in diesem Sinne trachten und handeln sollen. (Fechner 1922, 1, 319)

Diese zentrale Botschaft der umfassenden Ökumene hat Christus der Menschheit ins Bewusstsein gehoben, durch sein Leben dargestellt und den Anstoß zur Verbreitung und Bestätigung dieser Lehre in seiner Gemeinde gegeben. Die zentrale Botschaft der Einigung aller Menschen durch und in Gott stellt gegen jede völkisch-religiöse Engführung das Zentrum der Botschaft Christi dar und enthält zugleich den Grundgedanken der *Tagesansicht*, dass Gott das alle zusammenfassende, einigende Band ist. Dieses einigende Moment soll sich auf allen Ebenen realisieren, über alle Konfessionen, über alle *Religionen* und alles andere Trennende hinweg sollen die Menschen sich als den einen Leib Christi verstehen. Christus hat uns nicht einen bloßen Nachlass in Form von Worten und Erinnerungen hinterlassen, die *Kirche* und *Gemeinde* ist tatsächlich sein von ihm geschaffener Leib, in dem und durch den er wirksam ist.

²¹ Vgl. Fechner 1922, 1, 322.

Und so wie die Gemeinde als der Leib Christi mit vielen Gliedern durch das Band der Liebe zusammengehalten wird, so soll eine die ganze Menschheit umfassende Liebe die gegenseitige Einigkeit und Brüderlichkeit verwirklichen. Das ökumenische Prinzip ist sozusagen Christus selber, nicht eine gänzlich abstrakte Vernunftreligion, wie sie die Aufklärung propagierte, auch nicht das gemeinsame Gefühl allgemeiner Religiosität, zu der die Romantik hindrängte, sondern das alle vorhandene Religion nicht bekämpfende, sondern einigende und aufnehmende Grundprinzip der Tagesansicht, dass wir alle Momente der göttlichen Selbstbewegung sind. Hatte Fechner so eine neue, fest gegründete Religiosität für sich gefunden, sah er seine Aufgabe auch darin, auf dieser Grundlage den christlichen Glauben und die christliche Gemeinschaft zu reformieren, um sie damit für die Herausforderungen der Neuzeit vorzubereiten, um sie zu einer der Menschheit vorangehenden, ihre zukünftige Gestalt abbildenden Gemeinschaft zu gestalten. Doch bei der vor allem in dieser Hinsicht spärlichen Resonanz, die Fechner gefunden hat, spürt er wohl um so härter, dass es zu einem wirklichen Effekt »an dem zündenden Wort und der gemeindebildenden Kraft« (Fechner 1879, 64) mangelt. Und ihm selbst erscheint sein Bemühen in dieser Hinsicht am Ende eher gescheitert.²²

7. Fechners Religionsphilosophie – aus heutiger Sicht

Damit sind wir am Ende unserer Darstellung von Fechners Gottesbild angelangt und wollen uns noch kurz der Frage stellen: Was sollen wir nun dazu sagen?

²² »Da steht einer«, so schreibt er 1879 von sich selbst, »der eine ungeheure Last von einem Flecke, auf dem etwas wachsen möchte [...] wegwälzen möchte. Er faßt bald hier, bald da an, hebt die Last von der und jener Seite, aber sie ist zu schwer, zu tief eingedrückt, und fällt immer wieder auf die hebende Hand zurück. Die Umstehenden sehen stumpf zu, schütteln den Kopf oder lachen; einige, die auf der Last stehen und sie vermehren helfen, wollen nicht herabgeworfen werden und schelten. Hier und da klingt wohl eine ermunternde Stimme, aber niemand greift mit an. Ueber diesen Versuchen ist er alt geworden, fühlt, allein vollbringt ers nicht, thut noch einen letzten Ruck und wartet nun auf die neue Kraft. Sie wird es leichter haben; denn der innerlich morsch gewordene Stein fängt schon von selbst an zu zerbröckeln; und endlich wird die Geschichte nur noch die Brocken fortzukarren haben« (Fechner 1879, 64).

Die Hauptproblematik des Fechner'schen Gottesverständnisses wird man wohl vor allem darin zu bestimmen haben, dass seine Auffassung der Verbindung, ja der *Identität* von Gott und Welt allzu eng ist, den Erfahrungen der Geschichte kaum standhält und die Differenz von Schöpfer und Geschöpf auf gefährliche Weise verwischt. Auch sein Zutrauen darauf, dass die Menschheit sich gerade im Blick auf Gott und seinen Geist als Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern entdeckt, erscheint, vor allem mit Blick auf das vergangene Jahrhundert, doch allzu optimistisch, ja geradezu naiv. Die *Existenzphilosophie*, schon zu Fechners Zeit mit Kierkegaard anhebend, in der Theologie bald etwa von Troeltsch aufgenommen, und dann erst recht der Existentialismus des beginnenden 20. Jahrhunderts, der in der dialektischen Theologie sein Pendant hat, sie haben hier sicher bald tiefer gesehen. Das 20. Jahrhundert hat dann in Abgründe geblickt, die Fechner trotz allen persönlichen Ringens und allen selbst erfahrenen Leidens und auch trotz seines doch so ausgeprägten Gespürs für die ambivalente Signatur seiner Zeit so nicht erlebt hat.

Alles Weltgeschehen nur ein Moment der Selbstbewegung Gottes? Die beiden Weltkriege, Auschwitz, der Gulag, die hungernden Massen in weiten Teilen der Erde, die von Menschen gemachten Katastrophen, die die Schöpfung an den Rand des Abgrunds zu bringen drohen, alles Momente im Wachstumsprozess der göttlichen Selbsterfahrung? Es fehlt etwas im pantheistischen *Gottesbegriff* Fechners, es fehlen die unreligiösen Grundkategorien von Schuld und Sünde, es fehlt die christliche Kategorie des Kreuzes, in dem Gott selbst die Erfahrung der Gottesferne aufnimmt. Denn, so hat man mit Blick auf das 20. Jahrhundert festgestellt, ohne

die Erkenntnis des Leidens der unerschöpflichen Liebe Gottes kann es kein Pantheismus und auch kein Pan-en-theismus in dieser Welt des Todes aushalten. Sie würden alsbald zum Pannihilismus führen. (Moltmann 1991, 226)

Man wird gegen Fechner gerade auch dies festhalten müssen – und die ganze biblische Tradition kann nicht nur ein Lied davon singen, sondern auch manche Geschichte dazu erzählen –, dass Welterfahrung und Gotteserfahrung sich nicht unbedingt entsprechen müssen. Abraham als Empfänger einer aller Realität Hohn sprechenden Verheißung Gottes, das hungernde Volk Israel in der Wüste, der klagende, ungerecht leidende Hiob, Jesus zwischen Verbrechern am Kreuz mit dem Schrei der Gottverlassenheit auf den Lippen, Paulus im Gefängnis ... sie alle, und viele Glaubende nach ihnen, erfuhren eine Wirklichkeit des Lebens, die nicht voller

Schönheit, Licht und Harmonie war und auf ihren geistigen Abschluss hinwies, sondern ihren *Glauben* gerade in Frage stellte.

Es fehlt bei Fechner deshalb auch das, was die Theologen die *eschatologische* Dimension des Glaubens nennen, die Kraft, mit der der Glaube auch der Realität zu widersprechen, die Welt zu überwinden oder ihr zumindest mehr zuzusprechen sucht, als sie von sich aus zeigt. Es fehlt über Glaube und Liebe hinaus die Dimension der Hoffnung angesichts von Erfahrungen, die Glauben und Liebe widersprechen. Der Glaube ist ja nicht nur das gerechtfertigte Fürwahrhalten von Dingen und Gegebenheiten, die man nicht sieht. Das ist er als *fides quae creditur* auch, vor allem aber ist er, um es mit einem poetischen Bild zu sagen, ›der Vogel, der singt, wenn die Nacht noch dunkel ist‹.

Das alles, und sicher noch manches mehr, wäre kritisch zu Fechner zu sagen. Und doch – wie schön! Wie schön ist die *Tagesansicht* des Gustav Theodor Fechner, der in ihr, und das wird jeder den Zeilen abspüren, mit denen er sie beschreibt, seinen *Gott* und eine lichte helle Welt gefunden hat. Und wie sympathisch ist es, dass dieser gelehrte Mann und Wissenschaftler die Sache mit Gott, die Sache des Glaubens, die Frage der Vollendung des Lebens, die Frage nach dem, was über das Messbare und Berechenbare hinausgeht, nicht wie so viele seiner Zeitgenossen hat auf sich beruhen lassen: *ignoramus, ignorabimus*. Dagegen setzt Fechner sein mutiges, bestimmtes und zugleich so irenisches: *credo, credam*.

Und dann wirkt er in seiner *Hermeneutik*, in seiner Verschränkung von Welterfahrung und Gotteserfahrung erstaunlich modern, ohne in fideistische Beliebigkeit zu verfallen. Als hermeneutische Leitlinien – nicht für das Gewinnen eines Glaubens*fundamentes*, sondern zur Begründung von realistischen *Glaubensaussagen* sind seine drei Motive und Gründe überaus hilfreich und der Religion und der Sache des Glaubens durchaus angemessen, treffen hier doch begrifflich-logische, situativ-pragmatische und empirisch-historische Aspekte zusammen. Vielfach hat es die Theologie zu lernen noch vor sich, dass die Gewissheit des Glaubens nicht mit einem absoluten Standpunkt letzter Sicherheit verwechselt werden darf.

Fechner zeigt, wie alle menschliche Erkenntnisbemühung im hypothetischen Entwerfen und durch Kontrollierbarkeit und Überprüfbarkeit an den Phänomenen sich vollzieht und bewährt. Die Theologie sollte von ihm lernen,

auf Letztbegründungsversuche und damit auf die Suche nach unhintergehbaren Gegebenheiten, letzten Identitäten und unhinterfragbaren außertheologischen Sachverhalten ganz zu verzichten. (Dalferth 1991, 49)

Es gibt in den Fragen der Orientierung und Sinnbestimmung des Menschen keine zwingenden letzten Gründe, »sondern nur relative, interne und lokale Kriterien« (Dalferth 1991, 49). Diese aber immerhin gibt es, und es ist die Aufgabe von Wissenschaft, Philosophie und Theologie, das »uns theoretisch und praktisch im Gebiete der Existenz zu orientieren Geeignete zu sichern« (Fechner 1879, 229).²³

Eindrucksvoll und lehrreich für die *heutige Theologie* scheint mir deshalb die Art und Weise zu sein, wie Fechner Naturwissenschaft und Glaube ins Verhältnis setzt. Hier hat die Theologie bis heute viel versäumt. Schleiermacher hatte schon in seinen zu Beginn angesprochenen Sendschreiben von 1829 die These geäußert,

daß jedes Dogma, welches wirklich ein Element unseres christlichen Bewußtseyns repräsentirt, auch so gefaßt werden kann, daß es uns unverwickelt läßt mit der Wissenschaft. (Schleiermacher 1990, 351)

Das war und ist vielfach die Lösung, wie sie die Theologie im Gegenüber zur Naturwissenschaft propagiert hat: alle Antworten des Glaubens so zu formulieren, dass sie ihn unverwickelt lassen mit den Naturwissenschaften.

Doch das kann für die *Theologie* auf Dauer keine Lösung sein. Denn die Naturwissenschaften, und dafür ist Fechner ein leuchtendes Beispiel, waren und sind nicht nur die Antipoden der Theologie, sondern haben bis heute auch das Interesse an der um ihrer selbst willen interessanten und reichen *Schöpfung* bewahrt. Die Entdeckerfreude des Naturforschers, die Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Natur, die Disziplin und aufklärerische Helle der mathematischen und empirischen Methoden, die nach den authentischen Antworten der Natur auf unsere Fragen unter Absehung eigener Vorurteile suchen, die großartigen, Offenbarungen gleichenden Durchbrüche zu neuer Erkenntnis an den Nahtstellen der Wissenschaftsgeschichte, all das gehört zur Geschichte der Naturwissenschaften, und für all das steht auch Gustav Theodor Fechner.

²³ Das ist jedenfalls allemal besser, »als die fehlende Möglichkeit absoluter Gewißheit der Erkenntnis mit absolut fehlender Erkenntnismöglichkeit zu verwechseln, und in dieser Verwechslung sozusagen das Fundament philosophischer Weisheit zu sehen« (Fechner 1879, 229).

Die *Theologie* wäre schlecht beraten, diese Grundhaltung des wissenschaftlichen Zugangs zur Welt achtlos zu übergehen, ist ihr doch darüber vieles, und vor allen Dingen viel *Realismus*, abhanden gekommen, wie umgekehrt den Naturwissenschaften mitunter das Ganze, vor allem das Ganze der menschlichen Existenz aus dem Blick geriet. Auch wenn man ihm in vielen seiner Spekulationen nicht zustimmen mag, manche seiner Bestimmungen in religiöser und theologischer Hinsicht unbefriedigend bleiben und im Blick auf die gelebte Religion und Kirche naiv erscheinen mögen; Fechners Entwurf ist eine Mahnung, dass die Theologie mit der empirischen Wissenschaft zum besten beider Teile gerade nicht unverwickelt bleiben, sondern sich mit großer Aufmerksamkeit darauf beziehen sollte.

Literatur:

- Bois-Reymond, E. *Du* (1884): Über die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträthsel. 6. Aufl. Leipzig.
- Büchner, L. [1932]: Kraft und Stoff. Einleitung und Anmerkungen von W. Bölsche. Leipzig. Neudruck der Urausgabe von 1855. (Kröners Taschenausgabe 102)
- Carnap, R. (1931): Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache. In: Erkenntnis 2, 219–241.
- Dalferth, I.U. (1991): Subjektivität und Glaube. Zur Problematik der theologischen Verwendung einer philosophischen Kategorie. In: Neue Zeitschrift für Systematische Theologie 36, 18–58.
- Fechner, G. Th. (1846): Ueber das höchste Gut. Leipzig.
- Fechner, G. Th. (1852): Ueber die Erkenntniß Gottes in der Natur aus der Natur. In: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, N.F. 21, 193–209.
- Fechner, G. Th. (1879): Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Leipzig.
- Fechner, G. Th. (1907a): Elemente der Psychophysik. 2 Bde. 3. unveränd. Aufl. Leipzig.
- Fechner, G. Th. (1907b): Über die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. 2. Aufl. Hamburg; Leipzig.
- Fechner, G. Th. (1922): Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Hg. von K. Laßwitz. 2 Bde. 3. Aufl. Hamburg; Leipzig.
- Fechner, G. Th. (1923): Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Stuttgart.
- Fechner, G. Th. (1950): Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Mit einem Geleitwort von W. Wundt. Wiesbaden (Insel-Bücherei 187).
- Fechner, G. Th. (1995): Über die physikalische und philosophische Atomenlehre. Hg. von E. Bonk. Wien; New York.
- Galilei, G. (1896): Opere. Bd. VI. (Edizione Nazionale). Florenz.
- Heidelberger, M. (1993): Die innere Seite der Natur. Gustav Theodor Fechners wissenschaftlich-philosophische Weltauffassung. Frankfurt a.M.

- Kant, I. (1911): Kritik der reinen Vernunft. 2. Aufl. Kant's gesammelte Schriften. Hg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1. Abth.: Werke, 3. Bd. Berlin.*
- Kuntze, J.E. (1892): Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises). Ein deutsches Gelehrtenleben. Leipzig.*
- Moltmann, J. (1991): Der Geist des Lebens. München.*
- Schleiermacher, F.D.E. (1990): Über die Glaubenslehre. Zwei Sendschreiben an Lücke. Kritische Gesamtausgabe. Hg. von H.-F. Traulsen. Abt. 1. Bd. 10. Berlin; New York.*
- Schubert, G.H. (1808): Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften. Dresden.*